



Z 60

Schweizerische
Gesellschaft für Geschichte
Société suisse d'histoire
Società svizzera di storia
Societad svizra d'istorgia

Schweizerische
Zeitschrift
für Geschichte

Revue Suisse
d'Histoire

Rivista Storica
Svizzera

Vol. 67 | 2017 | Nr. 1



Schwabe Verlag Basel

Universität Zürich
Historisches Seminar,
Bibliothek 11.5.17

Manasse dabei in den immer wieder aufgegriffenen Themenkomplexen um Chassidismus und Antisemitismus, wie auch in Lieblichs Reflexionen über die Werke und Gedanken bedeutender zeitgenössischer jüdischer Intellektueller, beispielsweise Simon Dubnow oder Martin Buber.

Karl Lieblich, der neben seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt in Stuttgart auch schriftstellerisch tätig war, machte zwischen 1928 und 1932 mit Vorträgen auf sich aufmerksam, die später zusammengefasst in den Sammelbänden *Wir jungen Juden. Drei Untersuchungen zur jüdischen Frage* (1931) und *Was geschieht mit den Juden? Öffentliche Frage an Adolf Hitler* (1932) erschienen. Für Karl Lieblich, das tritt bereits bei seinem ersten Vortrag *Judenhass als Judenschicksal. Über das Problem jüdischer Vergangenheit* im November 1928 hervor, wurde die Frage nach einer Lösung des Antisemitismusproblems zum Ausgangspunkt seiner kulturpolitischen Überlegungen. Laut Manasse verstand Lieblich den Antisemitismus als eine von Gott auferlegte Prüfung, die es zu bestehen galt und er verstand ihn als vielleicht wichtigstes Merkmal des Judentums: Judenhass als identitätsstiftendes Moment und essentielle Überlebensgrundlage des Judentums. Nicht traditionelle Werte, sondern die Bedrohung durch den Antisemitismus sowie der stetige «Konkurrenz- und Verteidigungskampf» (S. 29) gegen andere Völker stärkten den Zusammenhalt des jüdischen Volkes in der Diaspora. Diese Beobachtungen formten Lieblichs politisches Hauptanliegen einer fundamentalen Umwandlung des Judentums, das nicht mehr negativ durch eine äussere Bedrohung konstituiert sein sollte. Eine Idee, die nicht nur die Gründung des *Bundes für Neues Judentum* zur Folge hatte, sondern letztlich, wohl als Reaktion auf die Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933, in einem Gesetzesentwurf zur jüdischen Kulturautonomie gipfelte. Anders als die Zionisten sah Karl Lieblich diese Neuordnung jedoch nicht an einen neuen geographischen Ort für das Judentum gebunden, vielmehr strebte er eine «innere Emanzipation»³ an – eine Befreiung von Starrheit durch alte, festgefahrene Traditionen innerhalb der jüdischen Religion. Für ihn wurde der Chassidismus zu einem zweiten identitätsstiftenden Moment, das Lieblich vor allem literarisch aufgriff. Das chassidische Lebensethos, so stellt es Christoph Manasse anschaulich dar, zeichnete dabei jedoch keineswegs den Weg in eine Erneuerung des Judentums auf, sondern wurde zur Grundlage einer Vorstellung für eine Gesellschaft, wie sie Karl Lieblich dann durch seine Vereinigung *Bund für Neues Judentum* auf praktische Weise umzusetzen versuchte.

Neben Lieblich befassten sich auch andere zeitgenössische jüdische Intellektuelle mit den Bewegungen, die sich durch das moderne nationalstaatliche Denken und den erstarkenden Antisemitismus entwickelten und denen Lieblich nicht unkritisch gegenüberstand: Assimilation, Zionismus oder ein jüdischer Nationalismus. Es entstand, so skizziert es diese Forschungsarbeit, ein reger Austausch, sei es als Reaktion auf Lieblichs Vorträge und spätere Veröffentlichungen oder in Form persönlicher Treffen oder Korrespondenzen. Dass er dabei für seine Ideen und Konzepte nicht nur gelobt wurde, verdeutlicht Christoph Manasse, indem er etwa Karl Lieblichs Briefwechsel mit Martin Buber und anderen detailliert bespricht. Buber, wie auch Dubnow, fand zwar Komplimente für Lieblichs Denkansätze, übte aber auch harsche Kritik an einigen seiner Ideen – gerade auch, um seine eigenen Theorien und Überlegungen, die sich bei Lieblich immer wieder

erkennen lassen, davon abzugrenzen. Christoph Manasse hebt die Bedeutung Bubers für Lieblichs Konzepte zwar deutlich hervor, daneben unterstreicht er aber auch seine These zur Komplexität und diskursiven Vernetzung von Lieblichs politischen Konzepten mit fundierten Auseinandersetzungen zu verschiedenen zeitgenössischen Entwicklungen und Denkströmungen. So gibt er Einblick in den sich gesellschaftlich weiter verstärkenden Antisemitismus während des Ersten Weltkriegs oder arbeitet die Entwicklung kulturpolitischer Konzepte zur Frage eines inter- oder intraterritorialen Judenstaates und deren Umsetzung und Entwicklung in den baltischen Staaten zwischen 1919 und 1940 auf.

Manasse schafft es, die Person Karl Lieblich sowie dessen politisches Denken in einen wissenschaftlichen Fokus zu rücken; gleichzeitig greift er auch zeitgenössische Tendenzen präzise auf und stellt sie in Zusammenhang mit den von Lieblich entworfenen Gesellschaftsideen. Das Produkt ist eine Forschungsarbeit, die mehr ist als die Präsentation der intellektuellen Arbeiten eines Individuums; sie verhandelt auf hochkomplexe Weise zeitgenössische jüdische wie nichtjüdische Denkmuster im Gesellschafts- und Weltgefüge im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Anika Reichwald, *Hohenems*

Christa Wirth, **Memories of Belonging. Descendants of Italian Migrants to the United States, 1884–Present**, Leiden, Boston: Brill, 2015 (Studies in Global Social History, Bd. 17, Studies in Global Migration History, Bd. 5), 406 Seiten.

1913 brachen Giovanni und Elvira Soloperto mit ihren zwei Kindern aus dem süditalienischen Dorf Sava in die USA auf und liessen sich in Worcester, Massachusetts nieder, einem Ort mit einem «complex ethnic mix» (S. 111) von Einwanderer/innen aus Italien, Schweden, Irland, Polen und anderen Ländern. Seither hat sich die «Migrationsfamilie» Soloperto im Laufe von fünf Generationen in verschiedene Regionen der USA und teilweise auch Europas verstreut, wobei viele von ihnen in Worcester geblieben sind. Man könnte es eine klassische Geschichte (italienischer) Migration nennen, wie sie unzählige Male und überall auf der Welt anzutreffen ist, gewissermassen eine Geschichte der *conditio humana*, wie Migrieren einst von Klaus Bade bezeichnet wurde. Es ist die Geschichte einer «Migrationsfamilie», in der verschiedene Biografien, soziale Verhältnisse, berufliche Lebensläufe und verwandtschaftliche Verflechtungen zum Tragen kommen und die Bedeutung des migratorischen Ursprungs im Laufe der Generationen allmählich zu verblassen scheint.

Hier setzt die Studie von Christa Wirth an, indem sie die Erinnerungswelten einzelner Familienmitglieder erkundet, gleichsam das familiäre Gedächtnis zum Vorschein bringt und dabei individuelle und gesellschaftliche Vergangenheit miteinander verknüpft. Es geht Christa Wirth, die selber zur vierten Generation der ausgewanderten Solopertos zählt und diesen «insider vs. outsider status» (S. 49) selbstkritisch als Herausforderung für ihre Forschung thematisiert, nicht nur darum, soweit wie möglich zu zeigen, was geschehen ist, sondern in erster Linie, wie Migration von den 34 interviewten Familienmitgliedern erinnert wird, welche Bedeutung italienische Herkunft und – wie sie es nennt – «Italianness», in den erinnernden Erzählungen, in den Vorstellungen und Lebenswelten der Solopertos hat. Als weitere Quellen dienen ihr Parlamentsprotokolle, administrative Unterlagen, Gesetzestexte, Passagierlisten und so weiter, ebenso persönliches Quellenmaterial wie Briefe, Tagebücher, Postkarten, Fotografien und Zeichnungen.

3 Arbeitsheft Nr. 3 ab 1927, Deutsches Literaturarchiv, Marbach, A: Lieblich, 89.98.10., S. 77.

So lebt die Studie denn auch von der Verbindung des umfangreichen mündlichen Erinnerungsmaterials mit vielfältigen schriftlichen Quellen, aber auch von der stringenten Einbettung in historische Kontexte sowie den klugen Bezugnahmen auf (US-amerikanische) Forschungsdebatten.

So wird beispielsweise die für die amerikanische Migrationsgesellschaft lange dominante Assimilationsperspektive kritisch beleuchtet, die im besonders populären, oftmals sozialwissenschaftlich legitimierten Verständnis des *melting pot* und im sogenannten, von der aktuellen US-Geschichtsforschung wiederbelebten *immigration paradigm* ihren Ausdruck findet. Gemeint ist damit die allmähliche Verschmelzung der Einwanderer/innen und ihrer nachfolgenden Generationen in die durch sozialen Aufstieg, materiellen Wohlstand und demokratische Werte gekennzeichnete Mainstreamgesellschaft, wofür gerne die ost- und südeuropäische Immigration um die vorletzte Jahrhundertwende, speziell jene aus Italien, als Beispiel dient. Nicht nur relativiert Christa Wirth diese lineare, eindimensionale Entwicklungsperspektive, sondern sie verweist auch darauf, wie stark italienische Migranten/innen mit Ausgrenzung und Diskriminierung konfrontiert waren, und betont, dass «Italianness for many descendants [...] with painful memories of discrimination» (S. 316) einhergehe. Oft werde vergessen, dass ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert, als im Zuge des aufkommenden *nativism* die Einwanderungsbestimmungen massiv verschärft wurden und in den *Immigration Act* von 1924 mündeten, Diskurse und Politiken der Exklusion gegen eine Reihe von Migrationsgruppen, inklusive der italienischen, weit verbreitet waren.

Eine Zäsur in der Familiengeschichte der Solopertos bildete der Moment, als Beatrice La Motta, Tochter von Giovanni und Elvira Soloperto, in den 1930er Jahren Worcester in Richtung Boston und später New Hampshire verliess und in der Folge gleichsam eine zweite Verwandtschaftslinie entstand, in der «Beatrice's physical and emotional disconnection [...] as a motif in the speech of her children and grandchildren» (S. 159) immer wieder auftaucht. Auf der Gegenseite steht die Worcester-Linie der Solopertos, wo «memories of togetherness», Kontinuität von «Italianness» und die Veralltäglichung von Migrationserinnerungen ausgeprägt sind und sich die «symbolische Ethnizität» unter anderem aus lokalen Erinnerungsorten, Auseinandersetzungen mit populärkulturellen Zuschreibungen (z.B. Fernsehserien wie «The Sopranos») und Traditionen und Ritualen (z.B. Essensvorbereitungen) speist. Die Gegenüberstellung der Erinnerungsnarrative dieser beiden familiären Stränge zieht sich als roter Faden durch die Studie, wobei sich zeigt, dass die Erzählungen der Gesprächspartner/innen zu gesellschaftlichen Themen und sozialen Erfahrungen wie Geschlechterbeziehungen, Bildung, Konfession und religiösen Praktiken sehr vielfältig sind und generalisierende Unterschiede zwischen den beiden Verwandtschaftslinien nur schwer auszumachen sind. Am auffallendsten erweist sich sicherlich die Differenz, wenn es um die Bedeutung der Kategorie «Klasse» geht, da in der Worcester-Linie bis heute mit Stolz auf die eigene Geschichte als Teil der *working class* verwiesen wird, während die Erinnerungen bei den weggewanderten Solopertos stark vom klassischen amerikanischen Mittelklassen-Narrativ sozialer Mobilität geprägt ist, obschon dieses angesichts der zusehends prekären sozioökonomischen Verhältnisse unter der jüngeren Generation auch in Frage gestellt ist.

Die Stärke der Studie von Christa Wirth liegt darin, dass sie nicht nur die Familiengeschichte der Solopertos erzählt, sondern auch zentrale sozial- und migrationshistorische Fragen aufgreift. Methodisch innovativ und erzählerisch

anregend, wenn auch zuweilen etwas redundant, leistet sie damit über ihren exemplarischen Charakter als Fallstudie hinaus einen originellen und gehaltvollen Beitrag zur historischen Migrationsforschung. Dazu trägt die differenzierte, nahezu strukturalistische Anwendung von *Oral History* und der gekonnte, transdisziplinäre Umgang mit Konzepten und Ansätzen aus der Migrationsliteratur wie auch der Gedächtnis- und Geschlechterforschung und den *Whiteness Studies* bei. Es ist zu hoffen, dass die Studie, die auf einer an der Universität Zürich eingereichten Dissertation basiert, auch eine transatlantische wissenschaftliche Transferwirkung erzielt, indem sie der europäischen und insbesondere schweizerischen historischen Migrationsforschung, die im Vergleich zur amerikanischen puncto methodischer Vielfalt und Innovation noch am Anfang steht, zusätzliche Impulse verleiht, vor allen wenn es um den Untersuchungsgegenstand der Migranten und Migrantinnen als handlungsmächtige Subjekte der Geschichte geht.

Damir Skenderovic, Fribourg

Marina Cattaruzza, **L'Italia e la questione adriatica. Dibattiti parlamentari e panorama internazionale (1918–1926)**, Bologna: il Mulino, 2014 (Dibattiti storici in Parlamento. Collana dell'Archivio Storico del Senato della Repubblica, 4), 592 Seiten.

Das umfangreiche Werk widmet sich einem wesentlichen Konfliktpunkt in der verunglückten Friedensregelung nach dem Ersten Weltkrieg, jenem der Fiume und Dalmatien betreffenden Grenzen im Adria-Raum zwischen Italien und dem neu gebildeten Südslawenstaat, deretwegen im Juni 1919, Juni 1920 und Juni 1921 die italienischen Regierungen Orlando, Nitti und Giolitti stürzten. Der Band besteht zu etwa einem Drittel aus einer kenntnisreichen Einleitung der unlängst emeritierten Berner Neuzeit-Professorin Marina Cattaruzza und zu rund zwei Dritteln aus einem Quellenteil mit Auszügen aus verschiedenen parlamentarischen Voten zum Konflikt.

Die Einleitung ist in sechs vornehmlich anhand einschlägiger Debatten in Deputiertenkammer und Senat erarbeitete Kapitel gegliedert. Sie handeln von Kriegsende, Friedenskonferenz und Sturz der Regierung Orlando (1), von Gabriele D'Annunzios folgenreichem «Marsch auf Fiume» im September 1919 (2), vom italienisch-jugoslawischen Rapallo-Vertrag vom November 1920 (3), von der Zeit unmittelbar nach diesem Vertrag mit dem Ende des D'Annunzio-Abenteuers und Giolittis innenpolitischem Scheitern (4) und von der wegen der französischen Konkurrenz und Albanien nur kurzen Idylle in den Beziehungen der zwei Staaten während der ersten Regierungsjahre Mussolinis, als die Stadt Fiume dank den Römern Abkommen vom Januar 1924 italienisch wurde (5); darauf folgen noch einige abschliessende Betrachtungen zur Opposition Wilsons gegen die italienischen Forderungen und zur Nachkriegskrise des Landes (6).

Die im Wesentlichen diplomatiegeschichtliche Einleitung behandelt den gesamten Zeitraum zwischen 1918 und 1926 detailliert, aber ungleich ausführlich. Die italienische Nachkriegskrise wird als ganze aufgerollt, einschliesslich Mussolinis Machtergreifung und ihrer Folgen; ein klarer Schwerpunkt liegt aber auf den Jahren 1918 bis 1920. Eindringlich herausgearbeitet werden vor allem die Gegensätzlichkeiten in der Nachkriegspolitik des Königreichs, das – wie jedenfalls Ministerpräsident Nitti am 8. Dezember 1919 im Senat festhielt – freiwillig und aus ideellen Gründen in den Krieg eingetreten war (S. 100), nach dessen Ende aber